

Michael Buselmeier

Heidelberg – Stadt der Dichter?

Das mir zugedachte Thema erlaubt, ja verlangt es, wie jedes andere, hinterfragt zu werden. „Heidelberg – Stadt der Dichter“, ohne Fragezeichen so hingestellt – kann man das ernsthaft behaupten? Gibt es tatsächlich vor Ort eine durch die Jahrhunderte sich fortzeugende literarische Tradition, die etwa von Goethe bis Hilde Domin reichen könnte und so lebendig, produktiv und untereinander bindend ist, dass sie das Attribut rechtfertigt? Wem aber „Stadt der Dichter“ doch etwas hochstapelnd vorkommt, der könnte ja immer noch auf „Stadt der Poesie“ ausweichen, das klingt allgemeiner, die Landschaft spielt mit herein sowie das Große und Ganze der Kunst, Burgruine und Brücke: Heidelberg als „Symbol der Poesie“ und „geweihte Stätte“, als „Wallfahrtsort unserer Dichtung“. Mit solchen heute leicht verstiegen klingenden Formeln feiert Philipp Witkop, einst Heidelberger Student, ab 1910 Germanistik-Professor in Freiburg, in seinem grundlegenden Buch „Heidelberg und die deutsche Dichtung“ von 1916 eine imaginierte, eine spät- oder neuromantisch erträumte Stadt, die schon damals nicht in die ernüchterte (Kriegs-)Zeit passte und in die heutige erst recht nicht, wo man Begriffe wie Transzendenz, Schöpfertum, Geniegläubigkeit ja längst höhnisch verabschiedet hat und emsig auf Vermarktung, Vernetzung und Verwurstung baut.

Und wen gäbe es unter den Lobrednern Heidelbergs vor Goethe zu beachten? Oswald von Wolkenstein und seine spätmittelalterlichen Strophen, die lateinisch schreibenden Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts, den vergessenen Barockdichter Julius Wilhelm Zingref (ein Einheimischer immerhin, was selten vorkommt) und seinen Freund, den Poetologen Martin Opitz, als „Vater der deutschen Dichtkunst“ schon im 17. Jahrhundert viel gerühmt – doch all diese formelhaften, grob gereimten und geschmiedeten Verse sind, man muss es zugeben, von begrenztem Reiz. Dann aber tauchen plötzlich die hochpoetischen Texte der sogenannten Stürmer und Dränger über das zerstörte Heidelberger Schloss auf, die als erste einen persönlichen Ton anschlagen, als Individuen den Blick auch über die Stadt hinaus in die Ebene schweifen ließen und dabei so etwas wie landschaftliche Schönheit erkannten. Mit ihnen würde ich heute ein Heidelberg gewidmetes Lesebuch eröffnen und mich nicht – wie 1986 – aus Unsicherheit und partieller Unwissenheit hinter der klassisch-souveränen Stadtbeschreibung Goethes von 1797 verstecken. Und natürlich würde ich Autoren, die damals noch nicht in meinen Heidelberg-Kanon gehörten, mit aufnehmen, etwa den Freiherrn Adolph von Knigge, Ludwig Börne oder Friedrich Rückert, den Dichter und späteren Orientalisten, der im Sommersemester 1808 in der Mittelbadgasse wohnte und bei Friedrich Creuzer Philologie studierte. Er soll 44 Sprachen beherrscht haben.

Ist die 1909 geborene Hilde Domin als zeitlicher Gegenpol zu Goethe und als zumindest vorläufiger Endpunkt dieser Poetenreihe vorstellbar? Wurde und wird sie als Dichterin nicht überschätzt? So viele jüngere Künstler drängen sich vor, sind keineswegs erfolglos und wollen auch dazugehören, nicht zuletzt der experimentelle Filmemacher und Opernregisseur Werner Schroeter, der 2010 an Krebs gestorben ist

und den ich im Leben nicht kannte, obwohl er zur gleichen Zeit wie ich als Außen-seiter in Heidelberger Schulen gelitten hat und seine ersten Aufnahmen für den Film „Eika Katappa“ just 1968 auf dem Schloss und auf der Thingstätte stilistisch streng in Szene gesetzt hat. Oder Bernhard Schlink, der ebenfalls in Heidelberg aufgewachsen ist. Seine Romane „Der Vorleser“ und „Die Heimkehr“, in denen er spezifische Erfahrungen seiner, unserer Generation zur Nachkriegszeit aufgeschrieben und reflektiert hat, lassen sich topografisch exakt in der Weststadt zwischen Wilhelmsplatz, Blumenstraße und Bahnhofstraße festmachen.

„Meine Freunde, die Poeten“ (so der Titel eines Buches von Hermann Kesten, das ich in meiner Jugend las), also die Dichter meiner Zeit, sofern ich sie im Lauf der Jahre durch Heidelbergs Gassen und Antiquariate führen durfte, melden sich zu Wort; einige haben über Aspekte der Stadt geschrieben. Ich nenne nur Charles Bukowski, Uwe Kolbe, Guntram Vesper, Volker Braun, Wulf Kirsten, Martin Walser, Ulla Hahn, Wilhelm Genazino, Dieter Kühn, Peter Handke und selbst der vermutlich berühmteste von allen, John le Carré, der seinen zur Hälfte im revolutionär gestimmten Heidelberg spielenden Roman „Absolute Freunde“ (2004) bis in die Dialoge hinein so gut wie fertig hatte und von mir nur noch die dafür geeigneten Schauplätze gezeigt bekommen wollte. Nicht vergessen sei der Underground-Poet Jörg Burkhard, der ständig in Heidelberg ausgeharrt hat. Und Jürgen Theobaldy aus Mannheim, der als Heidelberger Student in den 70er Jahren mit alltags-nahen Gedichten weithin Anklang fand. Oder ältere, mit der Stadt seit den 50er Jahren eng verbundene Autoren, die ich anfangs von fern bewunderte: Fritz Nötzoldt, Hans Bender, Walter Helmut Fritz, Gert Kalow, Herbert Heckmann, Andreas Rasp, Arnfrid Astel. Und heute? Ralph Dutli, Hans Thill, Johann Lippet, Martin Grzimek, Hella Eckert ...

Ein Leben lang arbeite ich nun an meiner Geschichte, die zugleich winziger Teil einer Geschichte der Stadt und ihrer Menschen und einer Geschichte Deutschlands ist, zumindest seiner Kulturgeschichte. Denn ich war ja eigentlich, an meine Mutter gebunden, immer hier, sah und hörte vieles, nahm manches unbewusst wahr. Hasste und liebte die „Mutterstadt“. Wir sollten noch einmal an die Wurzeln des Phänomens gehen und nachforschen, wie bedeutend, wie weltbewegend die mit Heidelberg verbundene Literatur, Kunst und Architektur tatsächlich sind. Wir sollten den „Mythos“ hinterfragen, den vor allem der Neuromantiker Richard Benz so betörend, mich als jungen, nach Orientierung suchenden Eleven so nachhaltig, fast bis heute und durch alle weltanschaulichen Umbrüche begleitend und begeisternd, ausgemalt hat. Dabei denke ich zuerst an seine Autobiografie mit dem hochfahrenden Bindestrich-Titel „Lebens-Mächte und Bildungs-Welten meiner Jugend“, sodann an seine groß angelegte Kulturgeschichte der romantischen Bewegung („Die deutsche Romantik“, 1937) und nicht zuletzt an sein Spätwerk „Heidelberg, Schicksal und Geist“ (1961), das ein verklärendes, die Moderne fast gänzlich aussparendes Bild unserer Stadt entwirft und gestaltet. Diese Donnerworte „Schicksal und Geist“ haben mich fast benommen gemacht und wohlig eingelullt, als zählte ich, selbst einer der „Geistigen“, schon dazu (wobei anzumerken wäre, dass Benz mit solch dröhnendem Vokabular nicht allein dastand; ein Großteil der damaligen Geisteswissenschaftler, die Benz' Arbeiten

als „unwissenschaftlich“ ablehnten, hat sie genauso unkritisch gebraucht). Wir alle konnten uns hinter solchen Begriffen eine Zeit lang verbergen, uns an ihnen festklammern in unserer Unsicherheit, bevor uns die nächste Serie von Kategorien, diesmal soziologische, die nach Fortschritt klangen und auch nicht haltbarer waren, überkam.

Eine nicht gerade große, eine überschaubare Stadt also in ihrer frühlommerlichen Schönheit. Der Blick über ihren mittelalterlich-barocken Kern, den Neckar mit der Brücke und die ihn begleitenden Berge in die Rheinebene hinaus hat etwas Beruhigendes, Schützendes, aber auch Befreiendes, Leuchtendes, auf jeden Fall etwas ganz Besonders; eine Art Aufbruch. „Der Jüngling, der Strom“ zieht bekanntlich davon bis zum fernen Ozean und noch darüber hinaus ins Metaphysische. Der junge Hölderlin wollte oder musste ihm folgen und nach ihm so mancher Student, der sich, Hölderlins Oden-Ton nachahmend, als Dichter verstand – während ich als Jüngling lieber hier blieb im Deutschen Haus am Marsiliusplatz, wo sich um 1960 noch das Germanistische Seminar befand, in dessen Grimmsaal ich auf der knarrenden Empore saß und die Werke der Romantiker Tieck und Wackenroder studierte, Zeile um Zeile, Wort um Wort, um sie mir einzuprägen. Manchmal warf ich ein Stöckchen oder ein Blatt Papier in den Fluss und sah ihm nach, wie es in die Ebene hinausschwamm. Oder ich ging auf stillen Waldwegen, im Mühlthal, am Schlossberg, im Schwetzingen Park, spazieren, Goethes „Werther“ oder Mörikes „Maler Nolten“ memorierend – eine inzwischen weithin untergegangene Lebensform.

Nein, Heidelberg ist nicht Weimar, aber als ehemalige Residenzstadt mit Weimar vergleichbar, selbst wenn Weimar immer kleiner und wohl auch provinzieller war. Doch wirklich große Literatur (oder das, was man dafür ansieht) ist in Heidelberg, anders als in Weimar, kaum entstanden. „Stadt der Literatur“ – wir sollten die Ansprüche vielleicht etwas bescheidener formulieren. Neigen die hier Hängengebliebenen doch dazu, den eher harmlosen, freilich reizvollen Ort auch um ihrer selbst willen zum Mittelpunkt der geistigen Welt zu erheben. Wo sie auszuharren gezwungen waren, musste es paradiesisch zugehen. Autoren wie Richard Benz, Rudolf K. Goldschmit-Jentner, Edwin Kuntz, Emil Belzner hielten die Vorstellung nicht aus, abseits der Metropolen in einer kleinteilig bebauten Stadt mit einer den Vogelflug nachahmenden Bogenbrücke und einem zerstörten Renaissance-Schloss zu leben. Alles musste bedeutend und hauptstädtisch sein: das pfalzgräfliche Mittelalter, die kurfürstlich-katholische Barockzeit, die Lieder gleich Schmetterlingen sammelnde Romantik, die 1803 badisch neu begründete Universität, das Stadttheater natürlich, das Museum. Sogar die linksradikale Jugendrevolte von 1968 und die verspielte Sponti-Ära der 70er Jahre sind inzwischen hoffähig geworden; man schmückt sich mit jenen, die mit Literatur wenig im Sinn hatten. Für den nicht gerade bescheidenen Benz war – in seinem zweibändigen Werk „Die Stunde der deutschen Musik“ – deren Geschichte mit Schuberts Lied-Kompositionen im Grund abgeschlossen. Dem 20. Jahrhundert widmete er kaum eine Zeile; es konnte ja nichts Gutes mehr kommen.

Wäre dieser unbescheidene Blick auf die vermeintliche oder wirkliche Größe unserer Kultur, der hier entstandenen Literatur, Malerei, Musik und des deutschen Geistes nicht auch produktiv nutzbar zu machen, zumal in unserer Zeit, wo all dies

nichts mehr oder nur wenig zu gelten scheint, etwa als Gegenbild zu jenem erbärmlichen Spaßgemenge, der bedenkenlosen Vermischung von E- und U-Kunst, deren Zeugen wir seit längerem sind. Wobei ich nicht verkenne, dass wir selbst, die sogenannten 68er, es waren, die zum Angriff auf die bürgerliche Hochkultur bliesen und die Klassiker, auch Gedichte, zugunsten kritischer Illustrierten-Betrachtung oder TV-Krimis oder Schlagern aus den Lehrplänen verbannten. Wäre es nicht an der Zeit, am Singulären und Utopischen unserer Literatur festzuhalten, am Ernst der Sprache, an der Tiefe der Bilder, und damit ein Zeichen zu setzen gegen den herrschenden Müllhaufen aus Trivialliteratur, Fernsehunterhaltung, Internet-Vernetzung?

In dem Fall sollte man es aber anders als Benz anpacken, der sein Leben über ein Konservativer war und schon in seiner Jugend ab 1902 als Student der Kunstgeschichte bei Henry Thode die wesentlichen Herausforderungen seiner Epoche, Expressionismus und Surrealismus, nicht an sich heranließ, das Wilde und Schrilles verabscheute und mied, während ich ja in meinen schüchternen Anfängen die älteren Werke „mit heißem Bemühen“ (wie Faust das nennt) studierte und zugleich für alles Neue aufgeschlossen war, also Richard Benz verehrte und seinen Generationsgefährten Georg Trakl, Georg Heym und Ernst Blass nachstrebte, die er gar nicht zu kennen schien.

Vermutlich geht es den meisten, wenn von Heidelberg, seiner Landschaft und seiner Literatur die Rede ist, weniger um hermeneutische „Sinnfelder“, „Sinnfiguren“ und ähnliche Abstraktionen als um die besondere „Atmosphäre“ (etwa von Stift Neuburg unter dem neuromantischen Dichter Alexander von Bernus), um die „Aura“, die dieser Stadt seit mindestens zwei Jahrhunderten zugeschrieben wird, eine poetische „Stimmung“, etwas schwer Abwägbares und gerade deshalb so Anziehendes wie die im rötlichen Abendschein aufleuchtende Sandsteinbrücke, die beispielsweise Marianne und Max Weber 1914 in „einer Stunde höchster Feierlichkeit“ an „das Blut von Tausenden“ denken ließ, das bald ehrenvoll fließen werde.

Der steile Schlossberg, mit duftendem Efeu dicht bewachsen, ich stieg ihn als Schüler Mitte der 50er Jahre hinauf, um bei den Schlossfestspielen mitzuwirken („Die Räuber“, „Die Freier“, „Der Sommernachtstraum“) und hörte zum ersten Mal so deutlich, hoch pathetisch und ganz aus der Nähe die Sprache der Poesie, dass ich sie nie mehr vergaß. Etwas später, als Student, kehrte ich auf meinen Streifzügen im Haus Schlossberg 49 ein, vordem „Künstler-Pension Neuer“, und saß den für mich damals uralten Neuer-Töchtern gegenüber, die unverheiratet inmitten ihrer Bücher und Erinnerungen lebten, mit Werken von Goethe, George, Gundolf, von Jakob Burckhardt, Max Kommerell und Norbert von Hellingrath, Widmungsexemplare darunter; der Blick ging von der Terrasse zum Schloss hinüber und zum Neckar hinab. An diesem Ort, so scheint es mir im Nachhinein, dürfte ich wiederholt dem „Geist der Literatur“, falls es ihn geben sollte, begegnet sein, ein Spätentwickler und miserabler Schüler, der in diese Welt der Bücher ohne Schwierigkeit eintauchen konnte. Meine „Literarischen Führungen“, die den Adressen und Worten der Dichter folgen, doch erst viel später, 1988 begonnen wurden, haben am Schlossberg ihren idealen Ursprung. Hier, in den hohen Räumen, fühlte ich mich fast zu Hause. Im Rauschen der Bücher, die zu mir sprachen, wähnte ich mich selbst den viel wissenden, aber extrem eitlen Professoren gewachsen, wahre

Kathedern-Fürsten, die sich kaum eine Blöße gaben und immer so taten, als wären sie die an der Härte der Verhältnisse leidenden Dichter, während ich der Überzeugung war, recht eigentlich einer zu sein.

Ich möchte in der Folge nicht noch einmal die Literaturgeschichte Heidelbergs in allen Einzelheiten durchbuchstabieren und von Wolkenstein ausgehend die entsprechenden Titel aneinanderfügen, sondern anhand ausgewählter Texte nach dem authentischen Heidelberg-Bild (oder auch nur dem meinen) fragen, wie ich es ähnlich bereits in meinem bei Insel erschienenen Lesebuch von 1986 sowie in meinem Beitrag zu dem von Elmar Mittler 1996 herausgegebenen Band „Heidelberg. Geschichte und Gestalt“ versucht habe. Das Gefühl ernsthafter Leute wie Jaspers, an bestimmten Tagen hier „einige Meter über dem Boden“ zu schweben – hält es bis heute vor? Lebt dieser „lebendige Geist“, von Einzelnen getragen, fort, trotz der immer dreisteren Vermarktungs-Strategien in der Periode der „Kulturwirtschaft“? Worin besteht das Besondere und Faszinierende dieser Stadt? Mobilisiert sie noch immer die Dichter? Wir meinen ihre Bilder zu kennen, die sich im günstigen Fall mit unseren eigenen Urbildern treffen; doch in ihren stärksten Momenten verweisen sie auf eine andere Welt.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden in Mannheim unter Carl Theodor so bedeutende kulturelle Einrichtungen wie das „Deutsche Nationaltheater“, die „Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften“ und die „Kurpfälzische Deutsche Gesellschaft“. Klopstock, Lessing, Wieland, später auch Schiller wurden Mitglieder. Von Mannheim aus besuchte Lessing 1777 zusammen mit dem Dichter Friedrich Müller das von den Franzosen nur teilweise zerstörte, seit den Blitzeinschlägen von 1764 indes ausgebrannte Heidelberger Schloss. Der als Hofmaler ausgebildete Müller, ein geborener Pfälzer, aus Kreuznach stammend, stand in Verbindung zu den aufstrebenden Dichtern seiner Zeit, zum Göttinger „Hain“ und Klopstock, zum jungen Goethe, zu den Stürmern und Drängern Lenz, Wagner und Klingler. Ludwig Tieck, der wie andere Romantiker in Müller einen Vorläufer sah, hat 1811 seine Werke in drei Bänden bei „Mohr und Zimmer“ ediert. Was Müller und seinen Freunden in Heidelberg aufging, war ein bislang unbekannter Sinn für die Physiognomie der Landschaft. Und zwar war es zunächst weniger die Stadt selber als ein Ausschnitt, die zertrümmerte Burg. „Wo die Täge“, klagt Maler Müller 1776 in einem Prosagedicht, „da du in deiner Herrlichkeit standst – als angefüllt deine Tore, deine Vorhöfe vom wie-



Friedrich Maler Müller (1749–1825), Radierung von Emil Ludwig Grimm

hernden Rosse, von edler Ritter Gejauchz, Gewölbe und Bögen erklangen. Vorbei! Ach alle vorbei – Ruin um mich her! Ruin, Trauer, überall von dunklen Wänden herab! Und ödes totes Schweigen!“ So geht das weiter, ein wildes Stammeln, mit vielen Ausrufezeichen und Gedankenstrichen, ein Stück inszenierter Spontaneität.

Ähnlich hatten „die fürchterlich ehrwürdigen Trümmer der alten pfälzischen Residenz“ – in dem Fall war es die Fassade des Friedrichbaus – drei Jahre vorher auf Christian Friedrich Daniel Schubart gewirkt: „Die aus Stein gehauenen, in Nischen zwischen den Pilastern stehenden alten Pfalzgrafen sehen schweigend und hoch, oft von wildem Gras umwallt, auf den Wanderer nieder und scheinen ihre kleinen Nachkommen zu bemitleiden. Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hinschleudert, der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein.“

Und Wilhelm Heinse, auch er eine Sturm-und-Drang-Gestalt, schreibt 1780 an seine Düsseldorfer Freundin Betty Jacobi: „O könnten Sie diesen rührenden Ruin hier mit mir betrachten, die herrliche Pfalzgrafenburg mitten im grünen Gebirg, vom Alter verfallen, dem Pulver und den Kugeln der barbarischen Franzosen zerschmettert und endlich aus Mitleiden von dem Blitze des Himmels vollends in Staub und Asche versenkt – sehen, wie das Gras aus den Löwenköpfen an den Fenstern hervorwächst und das Gesträuch sich üppig oben auf die Türme und unten über die Türen hineingepflanzt hat; und dann die schöne Welt Gottes die grüne Flut des Neckars hinunter in den weiten fruchtbaren, mit Hainen besäten Ebenen, welche die alten Helden vor sich liegen sahen und glücklich beherrschten.“

So wird das Geheimnis der Anziehungskraft dieser Stadt und ihrer Umgebung von Müller, Schubart, vor allem von Heinse, auch von deren Zeitgenossen, etwa Knigge, zum ersten Mal auf eine persönliche Weise, als inneres Erlebnis formuliert, in einer bis dahin nie gehörten expressiven Sprache. Indem einige Stürmer und Dränger die Schönheit der Landschaft entdeckten, indem sie die Schlossruine schwermütig besangen (wie Friedrich Matthisson in seiner „Elegie“ von 1786: „Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier, / Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt; / Nur daß hier, im alternden Gemäuer, / Melancholisch noch ein Heimchen zirpt ...“) oder gar als Sinnbild vergangener deutscher Größe interpretierten, die wiederherzustellen sei, nahmen sie Themen und Ideologeme der Romantik vorweg.

Der „Mythos Heidelberg“ ist eine Schöpfung romantischer Künstler, entstanden zu einem Zeitpunkt, an dem die Stadt ohne jede politische Bedeutung war. Zu einem Massenphänomen wurde er erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor dem Hintergrund des ökonomischen Aufschwungs der Gründerperiode. Dem Mythos eignet etwas Künstliches, fast gewaltsam Naives: ein Volkslied-, Vaterland- und Indienprogramm, gegen die ‚Krise der Moderne‘ formuliert. Die einst begrüßte Französische Revolution war gestrandet, Napoleon herrschte. Die Industrialisierung begann die Natur zu bedrohen. Dies wahrnehmend, wandten sich junge Intellektuelle ins deutsch-christliche Mittelalter zurück, begaben sich mit Friedrich Schlegel auf die Suche nach einer verlässlichen Mythologie. Und sie nahmen sich, wie Ludwig Tieck, der vom Rationalismus zum Objekt erniedrigten Natur an. Deren Sterben war eine Erfahrung, die im Inneren der Subjekte Wunden schlug. So entdeckten die Romantiker neue Gefühlswerte in der Natur, die ihnen zum Ort versteckter Wünsche und Leiden, zur Seelenlandschaft wurde, in der sie sich spiegelten.

Der Mythos Heidelberg verspricht ewige Jugend, den Zauber des immer frischen Anfangs, Frühlingserwachen. Eine seiner Voraussetzungen ist die Ideallandschaft, wie sie der in Italien gereifte Goethe im Tagebuch der dritten Schweizer Reise von 1797 so eindrücklich beschrieben hat: „Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf es sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, sieht man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse.“

In diese „klassische“ Landschaft eingebunden ist eine barocke Architektur auf mittelalterlichem Grundriss, darüber die Ruine des Schlosses, und über allem schwebt der schwer greifbare „Geist“ der 1386 unter Ruprecht I. gegründeten, 1803 vom badischen Staat reorganisierten Universität, die bald die verschiedensten Künstler und Intellektuellen anzog. In den ersten Jahren kamen nicht mehr als 400 Studenten, die sich auf etwa 50 Dozenten verteilten. In deren Verständnis war Heidelberg ‚poetisierte Natur‘, das schöne Gegenbild zur mehr oder weniger tristen Alltagswelt, die wahre Heimat des Menschengeschlechts, die es sonst auf Erden nicht gab. Doch ist es tatsächlich das irdische Glücksversprechen der Utopie, das uns aus den kanonischen Heidelberg-Versen entgegentritt, oder nicht eher eine konservative Idylle, fernab der finsternen Politik?

Man wird dies von Text zu Text gesondert entscheiden müssen. Fest steht jedoch, dass Eichendorffs vielleicht ein wenig kitschig klingende Paradeverse vom „Einzug in Heidelberg“ sich einer restaurativen Grundhaltung verdanken: „In dieses Märchens Bann verzaubert stehen / Die Wanderer still. – Zieh‘ weiter, wer da kann! / So hatten sie’s in Träumen wohl gesehen, / Und jeden blickt’s wie seine Heimat an, / Und keinem hat der Zauber noch gelogen, / Denn Heidelberg war’s, wo sie eingezogen.“ Diese Verse entstammen Eichendorffs Spätwerk, dem Versepos „Robert und Guiscard“, das 1855 entstand als Reflex auf die Revolutionen von 1789 und 1848. Heidelberg wird darin für Aristokraten, die auf der Flucht vor der Französischen Revolution sind, zur biedermeierlich ausgemalten Idylle: „Da war das kleine Haus am Neckarstrande, / Der Greis in seiner Träume Zauberring, / Der Jägersmann, der in die duft’gen Lande / Allabendlich den Felssteig niederging.“

In Hölderlins Heidelberg-Ode, vollendet um 1800, scheint der Mythos endgültig formuliert: „Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust, / Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied, / Du der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste, so viel sah.“ Ein ganz besonderer Klang wird hörbar, ein absoluter und für alle Zeit verbindlicher Tonfall, der sich jeder Definition zu entziehen weiß, jedoch Heimat in all ihrer Gefährdung als etwas Offenes, Einkehr Ermöglichendes begreift. Dabei kannte der Wanderer Hölderlin diesen bergenden Schicksalsort nur von zwei, drei ‚flüchtigen‘ Aufhalten: Zum ersten Mal traf er am 3. Juni 1788 auf einer Schulfahrt von Schwetzingen aus zu Fuß hier ein. Ein zweiter Kurzbesuch dürfte im Juni 1795 stattge-

funden haben, als Hölderlin sich auf dem Rückweg aus Jena befand, ein „vertriebener Wanderer / Der vor Menschen und Büchern floh“, wie es in einem Entwurf zur Ode heißt. Vermutlich war er im Juni 1800 auf dem Rückweg von Homburg ein drittes Mal in Heidelberg, worauf die unmittelbare Anrede im Präsens zu Beginn des Gedichts hinweist. Hier übernachtet hat er wohl nie.

Die Blütezeit der Heidelberger Romantik war kurz. Sie reichte vom Juli 1804 bis zum November 1808, von Clemens Brentanos Ankunft bis zur letzten Abreise Achim von Arnims. Sie umfasste mit Brentano, Arnim und Joseph Görres einen Dichterkreis, der durch Sophie Mereau, Johann Dietrich Gries, den Übersetzer Tassos, Ariosts und Calderons, die Pädagogin Caroline Rudolphi, den Philologen Friedrich Creuzer und – am Rand – Caroline von Günderrode ergänzt wurde. Einen studentischen Kreis mit überspanntem Freundschaftskult bildeten 1807/08 Joseph von Eichendorff, sein zwei älterer Bruder Wilhelm, die Theologen Wilhelm Bude und Friedrich Strauß; verehrter Mittelpunkt des „Eleusischen Bundes“ war der Dichter Otto Heinrich Graf von Loeben, der sich Isidorus „Orientalis“ nannte und bereits einen Roman namens „Guido“ in der Nachfolge des Novalis veröffentlicht hatte. Eichendorff hat sich später überraschend scharf von seinem ersten Meister und Förderer distanziert.

Einen Nachklang fand die Heidelberger Romantik in Schlossgedichten von Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Zacharias Werner und Max von Schenkendorf, in dessen Liedern das patriotische Pathos der Befreiungskriege den deutlichsten Ausdruck findet: „Nimm denn auch auf deinem Throne, / Teurer, höchster Heldenschatz, / Angetan mit goldner Krone, / Deutschland, wieder deinen Platz. / Alles will für dich erglühn, / Alte Tugend ziehet ein, / Und die deutschen Würden blühen / An dem Neckar wie am Rhein.“ Mit Nikolaus Lenaus in Heidelberg entstandenen „Schilfliedern“ sowie mit Friedrich Hebbels Jugendgedichten und den Landschaftsschilderungen im Tagebuch von 1836 war die romantisch inspirierte Poesie-Bewegung so gut wie abgeschlossen – nicht vergessen seien aber ein melancholisches Schlossgedicht von Lenau (von 1833) sowie eines des jungen Jacob Burckhardt (von 1843) mit dem Titel „Abschied“ (obwohl Burckhardt gar kein Heidelberger Student war). Die letzte von vier Strophen lautet: „Da stieg der Mond herauf, und riesengroß / An die gigantischen Trümmerwände goß / Sich alter Türme vielgebrochener Schatten. / Die Bäume wogten in dem bleichen Schein, / Und wie mit Geisterdrange zogs hinein / ins Tor der Burg den Lebensmatten.“

Und wo ordnen wir die fünfzehn „Divan“-Gedichte aus dem „Buch Suleika“ ein, die Goethe und Marianne Willemer vor, während und kurz nach ihrer drei Tage dauernden Begegnung in Heidelberg im September 1815 geschrieben haben? Zur romantischen Dichtung zählen sie nicht (obwohl es die Romantiker waren, die Beziehungen zur Welt des Orients anknüpften) und sind doch zweifellos, im Zwiegespräch von Hatem und Suleika, ein Höhepunkt der deutschen Poesie dieser Jahre, wenn nicht der Lyrik überhaupt. Lesen wir nur das von Marianne Willemer geschriebene, von Goethe leicht überarbeitete Gedicht „Ach, um deine feuchten Schwingen“ mit seinen vierhebigen Trochäen, seinem weich fließenden Rhythmus:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm aber, sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.



Marianne Willemer (1784–1860),
gezeichnet 1819 von D. Raab.

Unvergessen ist auch ihr großes Gedicht auf das Heidelberger Schloss, das sie Goethe am 25. August 1824 zum 75. Geburtstag schickte – eine Art Gedächtniswanderung durch den Schloßgarten, wie er sich im „Buch Suleika“ präsentiert. Dieter Borchmeyer hat diese Wanderung in seinem Beitrag zu Helmuth Kieselers kleiner Anthologie „Heidelberg im Gedicht“ (erschienen bei Insel, 1996) nachvollzogen.

Die romantischen Poeten waren viel auf Reisen (Eichendorff nutzte im Alter sogar die Eisenbahn, ebenso Marianne Willemer). So nimmt es nicht Wunder, dass Clemens Brentano höchstens zweieinhalb Jahre in Heidelberg anwesend war, Achim von Arnim nur wenig mehr als ein Jahr. Auch Görres hat es nicht einmal zwei Jahre in der Stadt ausgehalten. Der Jurastudent Eichendorff traf im Mai 1807 ein (fast gleichzeitig mit dem Medizinstudenten Ludwig Börne), er blieb ein wichtiges Jahr lang und kehrte später nie wieder an den Ort seiner poetischen Erweckung zurück. In der kurzen Phase ihres Zusammenlebens haben Arnim und Brentano die dreibändige Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben und, gemeinsam mit Görres, 37 Ausgaben der poetischen „Zeitung für Einsiedler“ redigiert, eine Zeitung, „ganz als sei sie aus der Zeit des Mittelalters“ (so Brentanos Absicht). Daneben entstanden Brentanos genialisch-naiv die Tradition feierndes „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg“ und Görres' fundamentale Schrift über „Die deutschen Volksbücher“ sowie dessen „Schriftproben von Peter Hammer“ (1808). Gemeinsam schrieben Brentano und Görres 1807 die satirische „Geschichte von BOGS dem Uhrmacher“.

Im Streit mit dem Dichter, Philologen und (Homer-)Übersetzer Johann Heinrich Voß, einem kämpferischen Protestanten und Aufklärer, der sich in BOGS verspottet sah, zogen die Romantiker den Kürzeren. Mit Voß dominierte auch das sesshafte, auf Fortschritt bedachte und arbeitsame städtische Bürgertum, das die Romantiker als Spießbürger und Philister denunzierten. „Arnim ist auch weg“, schreibt Creuzer im November 1808

an Görres, „und was poetische Ader hatte, hat das kalte Neckarloch verlassen.“ Eichen-dorff und sein Freundeskreis hatten Heidelberg bereits im Frühjahr 1808 geräumt. Doch in Eichendorffs später entstandenen Dichtungen lebt das In-Bild der Stadt fort, sehnsüchtig in den Liedern, im Roman „Ahnung und Gegenwart“, in der Erzählung „Dichter und ihre Gesellen“, in der Novelle „Viel Lärmen um nichts“, in den Lebens-erinnerungen „Halle und Heidelberg“. Im Lustspiel „Die Freier“ erinnert sich die Gräfin Adele: „Denkst du des Abends noch in Heidelberg? / So standen auf dem Söller wir der Burg, / Bis alles still, und nur die Wälder rauschten / Noch über uns, und unter uns der Neckar.“ Kein anderer Dichter hat so bejahend, so glücksbedürftig am Mythos Heidelberg gearbeitet, kein anderer Blütenduft und Waldesrauschen verheißungs-voller in Worte gefasst.

Mit Gottfried Keller beginnt die episch-realistische Zeit. Auch er wurde in Hei-delberg für sein weiteres Leben geprägt: ein wenig von der Landschaft, tiefer von einer unglücklichen Liebe, am nachhaltigsten jedoch von den aufkommenden Natur- und Geisteswissenschaften, der Anthropologie Jakob Henles, der Ästhetik Hermann Hettners, der materialistischen Philosophie Ludwig Feuerbachs. Dessen Heidelberger Rathaus-Vorlesungen über „Das Wesen der Religion“ raubten Keller den Glauben an die Unsterblichkeit und verwiesen ihn auf die Gestaltung des Diesseits. Das geschah vor dem Hintergrund der Badischen Revolution, die er als progressiver Schweizer begrüßte, der er aber lieber vom Fenster aus zusah und deren Scheitern im Juni 1849 er in ambi-valenten Briefpassagen festhielt. Schon bei seiner Ankunft im Oktober 1848 machte die notleidende Altstadtbevölkerung keinen guten Eindruck auf ihn: „Ein roheres und schlechteres Proletariat“ habe er noch nirgends gesehen. „Überhaupt“, meldet er über-treibend seiner Mutter, „ist hier ein lumpiges, liederliches Volk, alles lebt ganz und gar von den Studenten, die halbe und dreiviertels Bevölkerung sind uneheliche Studenten-kinder und läuft in Fetzen herum.“

Geschrieben hat Keller in Heidelberg den originellen Aufsatz „Die Romantik und die Gegenwart. Eine Grille“, das skurrile „Freischarengespräch“, aufgeschnappt im „Goldenen Stern“ am Brückentor, und Gedichte wie das von der „Schönen Brücke“, das den Weg zu der von ihm umworbenen Johanna Kapp andeutet: „Schöne Brücke, hast mich oft getragen, / Wenn mein Herz erwartungsvoll geschlagen / Und mit dir den Strom ich überschritt. / Und mich dünkte, deine stolzen Bogen / Sind in kühnerm Schwunge mitgezogen, / Und sie fühlten meine Freude mit.“ In dem Roman „Der grüne Heinrich“ sind neben den Münchner auch die Heidelberger Erfahrungen aufge-hoben. Die Chancen des bürgerlichen Subjekts, das etwas Besonderes in der Welt errei-chen und sie als Künstler erobern will, hat Keller exemplarisch durchgespielt. Während Heinrich Lee in der in Heidelberg entstandenen Urfassung am Ende an sich selbst stirbt, an der Scham über sein Versagen, bescheidet er sich in der späteren Version mit einem kleinen Posten in der Zürcher Verwaltung, entsagt auch der Liebe, um „der Mutter im Grab nicht weh“ zu tun. In beiden Fällen scheitert er an den Verhältnissen, er schickt sich sogar in deren Vernünftigkeit, beugt sich den Gegebenheiten, indem er den Kampf auf die eine oder andere Weise abbricht.

Nach der Niederlage der badischen Freischaren gegen das preußische Militär wurde es auch um die Poesie stiller. An die Stelle der ersehnten bürgerlichen Freiheiten trat der Zwang der Reaktion, der sich auch gegen gemäßigt liberale Professoren wie Gervinus und Kuno Fischer richtete. Naturwissenschaftler, die ihren Beruf wertfrei verstanden, zogen in Heidelberg ein: der Chemiker Bunsen, der Physiker Kirchhoff, der Physiologe Helmholtz. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Industrie auch in Heidelberg (beispielhaft: die Tabak-Fabrik Landfried). Das Straßen- und Schienennetz verzweigte sich; die Zahl der Einwohner wuchs ebenso



Gottfried Keller (1819–1890), Fotografie von Adolf Grimmiger, Zürich 1860

wie die der Studenten und der Reisenden. Produktive Poeten scheinen die Stadt für Jahrzehnte gemieden zu haben, während ein zweites Biedermeier zum Zug kam, die Verharmlosung und Popularisierung des romantischen Mythos zum gereimten Trinklied und zur sentimental Studentenliebe.

Der im Kaiserreich als „gottbegnadeter Poet“ hoch dekorierte, 1876 sogar geadelte, heute kaum noch erwähnte Joseph Victor Scheffel verdient als gemütvoller, nur scheinbar heiterer Lyriker einer verklärten Burschenzeit durchaus Anerkennung, obwohl spätestens mit ihm – wenn nicht bereits mit dem alternden Eichendorff – die Trivialisierung des exklusiv Erdachten einsetzte. Scheffels Gedicht „Alt-Heidelberg, du feine, / Du Stadt an Ehren reich ...“, die wohl populärste deutsche Stadthymne, geschrieben 1851/52, hat Charme und Rhythmus der Jugend, jeder kann diese Volkslied-Strophen verstehen, und doch meint man aus ihnen schon den Schlager von 1925 herauszuhören, komponiert von Fred Raymond, getextet von Fritz Löhner-Beda und Ernst Neubach: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren ...“

Seit dem späten 19. Jahrhundert häuften sich lokalhistorisch orientierte Erzählwerke mit einem trivalliterarischen Einschlag. So erschienen die Romane „Klytia“ (1883) und „Jetta“ (1884) des national gesinnten Theologen Adolf Hausrath, der sich hinter dem Pseudonym George Taylor verbarg. Auch Adolf Schmitthenner, Pfarrer an der Heiliggeistkirche, schrieb – volkspädagogisch bemüht – historische Romane und Novellen aus der hiesigen Gegend; sehr erfolgreich war der um 1600 in Hirschhorn spielende Roman „Das deutsche Herz“ (1907). Daneben entstanden reine Trivialromane, die den Glanz des Frühlings und das akademische Milieu als Kulisse nutzten, etwa „Die Saxoborussen“ (1885) von Gregor Samarow, „Alt-Heidelberg, du Feine. Roman einer Studentin“ (1902) des in Heidelberg geborenen Rudolf Stratz oder „Stud. Chem. Helene Willfürer“ (1928) von Vicki Baum, worin es um das Thema Abtreibung geht.

Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellte Wilhelm Meyer-Försters in 28 Sprachen übersetztes, mehrfach verfilmtes Studentenstück „Alt-Heidelberg“ von 1902 dar, das auf eine Erzählung desselben Autors, die Novelle „Karl Heinrich“ zurückgeht. Noch einmal Heidelberg sehen und dann sterben! Denn die eigene Jugend (und mit ihr die glücklichste Zeit des Lebens) ist hin und der Daseinsrest schal. „O alte Burschenherrlichkeit! / Wohin bist du geschwunden? / Nie kehrst du wieder, goldne Zeit, / So froh und ungebunden!“ Das ist der den Mythos (oder was von ihm übrigblieb) tränenreich festigende Tenor der mit vollem Kitsch ergreifenden Schlußszenen von Meyer-Försters Stück. An ihm prallt jede noch so begründete Kritik ab. Man muss weinen.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam die Heidelberger Hochkultur noch einmal zu internationalem Ruhm, der – durch den Weltkrieg kaum erschüttert – erst mit Beginn des Dritten Reichs ein Ende fand. Für den George-Jünger Edgar Salin war Heidelberg in den Jahren vor 1914 „die geheime Hauptstadt Deutschlands“, die gerade liberale Geister aus fast allen Wissensgebieten anzog. Unter den zahlreichen Ausländern fiel eine bedeutende Russen-Kolonie auf, die zwischen 1862 und 1914 sogar eine eigene Lesehalle unterhielt. Zu ihr zählten sowohl der Kommunist Eugen Leviné, der bei Alfred Weber promovierte, als auch der Dichter Ossip Mandelstam, der 1909/10 in Heidelberg altfranzösische Literatur studierte.

Die Intelligenzia scharte sich um Henry Thode, den berühmten Kunsthistoriker und Wagnerianer, um die Kulturhistoriker Eberhard und Marie-Luise Gothein, die konkurrierenden Philosophen Heinrich Rickert und Karl Jaspers. Auf Stift Neuburg kamen um 1910 bei Alexander von Bernus, dem neuromantischen Dichter, Literaten zu Lesungen, Gesprächen, Schattenspielen und spiritistischen Sitzungen zusammen; Friedrich Schnack hat die eigenartige Atmosphäre unter den „Stiftsgenossen“ in seinem Schlüsselroman „Beatus und Sabine“ (1927) eingefangen. Im „Hotel Schrieder“ leitete Alfred Weber die „Soziologischen Diskussionsabende“; man sprach über die Fragen der Zeit. Das Bewusstsein der Krise und die Suche nach neuen Orientierungen banden Minderheiten zusammen. Richard Benz, Emil Alfred Herrmann und Ernst Leopold Stahl gründeten 1902 den „Hebbelverein“, eine literarische Gesellschaft, die bis 1908 wirkte. Richard Weißbach und Hermann Meister brachten in ihren frühexpressionistischen Kleinverlagen wichtige Monatsschriften („Die Argonauten“, „Saturn“) und Anthologien („Der Kondor“, „Die Flut“) sowie Werke bedeutender Zeitgenossen von Rudolf Borchardt bis Ernst Blass heraus. So erschien Blass' berühmter Gedichtband „Die Straßen komme ich entlang geweht“ 1912 bei Weißbach.

Den vielbeschworenen „Geist“ Heidelbergs vertraten, neben- und gegeneinander, vor allem zwei Zirkel: der um Max Weber und jener um Stefan George. In Webers offenem Haus an der Ziegelhäuser Landstraße trafen sich zum Jour fixe am Sonntagnachmittag neben Wissenschaftlern auch Literaten und Künstler. Die Atmosphäre war sehr liberal und intellektuell; nur Ernst Bloch, der auch dabei war, sprach vom „Mekka des Geschwätzes“. Anders als Max und Marianne Webers Zirkel, zu dem die unterschiedlichsten Personen und politischen Ideen zugelassen waren, sie durften nur nicht langweilig sein, in dem auch emanzipierte Frauen eine gestaltende Rolle spielten, präsentierte sich der George-Kreis als zwischen Geheimorden, neuromantischem Dich-

terbund und Gelehrtenrepublik changierende Männer-Gemeinschaft, eine Elite der Geistigen. Man wollte dem Chaos der Moderne mit einer „schöpferischen Restauration“ begegnen, der schwelenden Krise „Form“, antike Strenge konfrontieren und so den deutschen Geist erneuern. Georges Sendungsbewusstsein („Ich bin gesandt mit feuer und mit schwert ...“), seine antidemokratische Haltung („Euch all trifft tod, / Schon eure zahl ist frevel ...“) und die Unbedingtheit seines Führungsanspruchs, dem sich die Jünger klaglos fügten, kehrten sich radikal gegen den Zeitgeist und sind heute wohl nur schwer vermittelbar.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg galt Heidelberg weiterhin als „deutsches Athen“ (so Wolfgang Frommel, leicht übertreibend), ausgestattet mit der „fortschrittlichsten und geistig anspruchsvollsten Universität“ (so Carl Zuckmayer), und zwar gerade bei der unruhigen Kriegsjugend. Der Student Ernst Toller, der hier mitten im Krieg einen pazifistischen Bund gegründet und für den Generalstreik agitiert hatte, musste die Stadt Ende 1917 fluchtartig verlassen. Beim Ausbruch der Revolution will der saarländische Schriftsteller Gustav Regler, gerade auf dem Neckar rudern, in einem Giebelfenster des Schlosses die rote Fahne flattern gesehen haben.

Die Jungsozialisten Haubach, Mierendorff und Zuckmayer scharten sich um den Kulturhistoriker Wilhelm Fraenger; auch Netty Reiling, die von Fraenger Anna Seghers getauft wurde, gehörte in diesen Kreis, ebenso der Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn. Lukács, Bloch und Benjamin tauchten in Heidelberg auf, um Habilitationsmöglichkeiten zu erkunden. Goebbels kam, um Gundolf zu hören. Um Carl Mannheim, den die schon bald orthodoxe Anna Seghers in ihrem ersten Roman „Die Gefährten“ (1932) als Renegaten porträtiert hat, sammelte sich die künftige Creme der Soziologie: Norbert Elias, Alfred Sohn-Rethel, Talcott Parsons, aber auch die junge Hilde Domin. Man traf sich im Café Haeberlein oder im Café Krall, wo „der Weise von Heidelberg“, Kurt Wildhagen, auf Wunsch privaten Philosophieunterricht erteilte.



Anna Seghers (1900–1983)

1933 war das Ende der großbürgerlich-liberalen Kultur angebrochen, und die Intellektuellen rieben sich die Augen. Die Universität wurde zügig „arisiert“, die Bücher der Verfeimten wurden auf dem Universitätsplatz verbrannt. Auf dem Heiligenberg wurden „Thingspiele“ in Szene gesetzt. Von öffentlicher Kritik, von Widerstand gar, ist nichts bekannt. Der Student Hermann Lenz schrieb in sein Tagebuch. In seinem autobiographischen Roman „Andere Tage“ (1969) schildert er im Nachhinein, wie das Kunst-

historische Institut „dem Hitler“ verfiel. Im Oktober 1940 wurde der Dichter Alfred Mombert, der fast 50 Jahre in Heidelberg gelebt hatte, zusammen mit anderen badischen und saarpfälzischen Juden in das Lager Gurs verschleppt. Noch in dieser „Baracken-Winter-Finsternis“ taucht Heidelberg als Sehnsuchtsort auf: „Siehe: Abend ward. / Auf Heidelberg-Rosen, späten / Sfairas Traum-Blick ruht. / Der alte Nußbaum! du schöne Kastanie!“



Dolf Sternberger (1907–1989)

Die geistige Wandlung, auf die manche nach Kriegsende gehofft hatten, eine unerbittliche Aufarbeitung des Geschehenen, blieb weithin aus. Schweigend kehrten die politisch Belasteten in ihre alten Positionen zurück. Von dieser Entwicklung enttäuscht, verließ Karl Jaspers, der 1937 wegen „jüdischer Versippung“ zwangsemeritiert worden war, 1948 die Stadt. Dabei waren die Voraussetzungen für einen Neubeginn günstig. Stadt und Universität waren baulich fast unzerstört, und so zog es viele Künstler und Intellektuelle, auf der Suche nach Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, an den Neckar. Im Lambert Schneider Verlag erschien von 1945 bis 1949 die kritische Zeitschrift „Die Wandlung“, herausgegeben von Dolf

Sternberger. Berühmte Theaterleute um Gustav Hartung und Karlheinz Stroux gründeten die „Heidelberger Kammerspiele“, die bald am Unverständnis der lokalen Behörden scheiterten. Der Komponist Wolfgang Fortner, die Maler Willibald Kramm und Will Sohl, die Schriftsteller Emil Belzner, Gert Kalow, Fritz Nötzoldt blieben auf Dauer, andere wie Rudolf Hagelstange, Ernst Glaeser, Ernst Meister, Hans Bender und Walter Helmut Fritz verließen nach einigen Jahren die Stadt wieder. An der Universität wirkten Gustav Radbruch, Alexander Mitscherlich, Willy Hellpach, Karl Löwith, Hans-Georg Gadamer und andere weit über ihre Fachgrenzen hinaus.

Auch in den 50er und 60er Jahren garantierte vor allem die Universität, dass im Wechsel der Generationen ein geistiges Klima nie ganz verloren ging. 1954 wurde das „Cave“ als studentischer Jazz- und Debattierclub gegründet, 1961 das brillante Kabarett „Bügelbrett“. Im Collegium Academicum spielte das „Theater im Gewölbe“ die Stücke der Absurden (Beckett, Ionesco, Adamov), lange bevor die etablierten Bühnen sich daran wagten. Arnfrid Astel, Hauslehrer am Englischen Institut, gab um 1960 die „Lyrischen Hefte“ heraus. Herbert Heckmann, Assistent Arthur Henkels am Germanistischen Seminar, veröffentlichte den Roman „Benjamin und seine Väter“, wofür er 1963 den Bremer Literaturpreis erhielt. Hilde Domin kam im Winter 1960 mit Erwin Walter Palm aus der Emigration zurück.

Intellektuell wurde die Studentenbewegung in Heidelberg von der Zeitschrift „forum academicum“ präludiert, in deren Redaktion kritische Köpfe wie die spätere WDR-Publizistin Claudia Wolff und der Ethnologe Hans Peter Duerr („Der Mythos vom Zivilisationsprozess“ in fünf Bänden) mit den kommenden Führern des SDS zusammentrafen. Die Revolte selbst entwickelte sich radikaler als in vergleichbaren Universitätsstädten und bestätigte so einmal mehr die Legende vom „roten Heidelberg“, die um 1920 entstand und auf 1848 zurückweist. Sie mag etwas mit dem genius loci zu tun haben, mit einer Stadtlandschaft, die unter einem sie schützenden Glasdach zu liegen scheint, und einem engen Gassengeflecht, das der „Revolution der Poesie“ ebenso förderlich ist der „Poesie der Revolution“ und Künstler wie Revolutionäre aller Art anzieht. Zum vermutlich letzten Mal trat eine junge Elite bürgerlicher Intellektueller, ausgestattet mit einem emphatischen Wahrheitsbegriff, gegen die etablierten Machtapparate und Wissensvermittler an.

Nach dem Scheitern der Revolte begann ein Prozess, den man in den 70er Jahren euphemistisch „Sanierung“ nannte: die kommerzielle Erschließung der Altstadt mit Hilfe von Straßentangenten, Park- und Kaufhäusern, Fußgängerzone und Fassadenkosmetik. Dabei wurde sowohl die traditionell kleinbürgerliche Bevölkerung als auch das studentische Milieu ausgetrieben, was mir damals schon wie ein „Untergang“ vorkam. Die für Heidelberg so typische intellektuelle Unruhe ist seither verschwunden. Von der Universität, zumindest den Geisteswissenschaften, geht so gut wie keine belebende Kraft mehr aus. Das Studium, das ich in Freiheit genossen habe, erscheint freudlos verplant. Die Mythen sind aufgebraucht, sind unproduktiv geworden oder werden als unzeitgemäß empfunden, sowohl in ihrer ernsten, hoch poetischen Fassung als auch in ihrer heiteren, als Komödie, Trinklied und Schlager. Sie haben ihre bindende Kraft eingebüßt. Weit mehr noch als der Nationalsozialismus hat eine ungehemmte Kommerzialisierung, die zwischen 1955 und 1960 einsetzte, zu ihrem Verblissen geführt. Ein Abglanz ist allenfalls individuell noch erfahrbar.

Andererseits ist der Heidelberg-Mythos gerade wegen der Fassade, der Kulisse, zu der er verkommen ist, weiterhin nützlich, wenn es darum geht, neue Marktsegmente zu erschließen, als „Image-Lokomotive“ eines „sanften Tourismus“. Angepriesen wird Heidelberg als „Wissenschaftsstadt“ mit hohem „Erlebniswert“. Es geht darum, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur als „Säulen eines neuen touristischen Leitbilds“ per Internet kurzzuschließen. Dabei wird Kultur, auch Literatur, zur Wirtschaftsförderung und Sinnreparatur einsetzbar. Ihre besondere, autonome Qualität, der Ernst und die Strenge des alten Mythos stören nur, werden überhaupt nicht mehr gesehen, sind durch Rap-, Hip-Hop-Musik und Poetry Slam jederzeit ersetzbar. Das mag in der gegenwärtigen Situation vielleicht unausweichlich sein, doch ich möchte an diesen virtuellen Umarmungen lieber nicht teilhaben.

Ans Ende setze ich ein noch junges Gedicht von Uwe Kolbe, erschienen in seinem Gedichtband „Heimliche Feste“ (Suhrkamp Verlag, 2008). Es passt hierher und ist mir gewidmet. Der 1957 in Ostberlin geborene Dichter bedient sich, Hölderlin reflektierend, der Odenform und lässt auch den Heidelberg-Mythos in seiner Sprache und seinem Rhythmus noch durchscheinen.

HEIDELBERG, DEN 14TEN AUGUST
für Michael Buselmeier

Was wir in Heidelberg zu Fuß erfuhren,
war auch diese Leere der Stätten, vieles,
wo heute Asphalt und Garagen,
baute Michaels Wort leicht wieder auf.

Der Engel war er, uns leitend und weisend,
nur kurz erschien ein Kollege, erklärte,
wie ein Baum zu zweierlei Blatt kommt,
Gärtner sei er. Wir wußten, des Himmels.

Unentwegt schweiften wir ab. Heiter gingen
die Toten der uralten Stadt mit uns mit,
plaudernde, lauschende Wanderer
über den Tag, der eine Brücke war.

Seitdem zähle ich deren Bögen, doch die
vermehren sich, rasch strömt der Fluß hier hindurch,
verwirrt jedes Maß und die Zeiten.
Traum, es ist gut, nimm die Engel zurück.

Vortrag von Michael Buselmeier am 8. Juli 2015 im Rahmen der „Heidelberger Vorträge zur Kulturtheorie“, einer von Professor Dr. Dieter Borchmeyer gestalteten Vortragsreihe der Manfred-Lautenschläger-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Universität Heidelberg, die im Sommersemester 2015 dem Thema „Heidelberg als geistige Lebensform. Porträt einer Kulturstadt“ gewidmet war.